

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

NACH DER EMPIREKONFERENZ

OLAF ECKHARTEN



„Das schöne Empire-Service hat schon starke Sprünge bekommen auf unserem intimen Familientage.
Vielleicht kann ich es aber noch mal kiten!“

Dopo la Conferenza dell' Empire:

„Il bel servizio 'Empire, ha già avuto nel nostro intimo raduno di famiglia delle larghe fratture. Ma forse riesco ancora a raccontarlo!..“



„Sagen Sie, Herr Klapperstorch, könnte man nicht einen Buben bekommen?“
 „Nee, den gebe ich nur mehr an langjährige Stammkundinnen ab!“

„Dite, signora cicogna, non si potrebbe avere un maschiello?„
 „Eh no; ormai non lo do che alle mie vecchie fedeli clienti!“

KÜHE

VON WALTER FOITZICK

Ich sehe gern den Kühen auf der Weide zu, namentlich wenn sich ein Zaun zwischen Ihnen und mir befindet. Manchmal gehe ich auch mitten durch eine weidende Rinderherde, besonders wenn Damen dabei sind, denen ich dann sage, daß Kühe zahme, ungefährliche Tiere sind, die niemand etwas zuleide tun und nur darauf brennen, gemolken zu werden. So sage ich, erinnere mich aber der Zeitungsnotizen: „Von einer wilden Kuh angegriffen“. Nun, ich werde nicht gerne von Hörnern aufgespießt, und zum Stier- beziehungsweise Kuhkämpfer habe ich keine Anlagen, auch fehlt mir jede Technik und jedes Training in diesem Sportzweig. Vom Zaun aus sehe ich gern den Kühen zu, ich sehe sie fressen und höre sie verdauen. Wo sieht man heute noch jemand, der sich den ganzen Tag über mit Nahrungsaufnahme beschäftigt? Außerdem enthalten die guten Kühe, ja die unabgerahmte Vollmilch, aus der nach beglaubigter Überlieferung die Butter hergestellt wird. Daran zu denken ist mir sehr sympathisch, ich denke gern an Butter. Da stehen nun die Kühe mitten auf ihrem grünen Eßtisch und fressen. Sie fressen behaglich und ohne Hast, lassen da ein Grasbüschel aus und kosten dort vom Löwenzahn, und wenn sie das genug getan haben, legen sie sich hin und fressen alles, was sie schon gefressen haben, noch

einmal. Ich erinnere mich, gelernt zu haben, daß sie eine ganze Reihe von Magen haben, in denen sie alles hübsch sortieren. Sie fressen ohne Pause, und es gibt bei Ihnen keinen Unterschied zwischen erstem Frühstück, zweitem Frühstück, Mittagessen, Kaffeemahlzeit, Fünfuhrttee, Abendessen und Bisthupfert. Alle Mahlzeiten gehen ineinander über, ein vollgerüttelt und geschüttelt Tagwerk. Kann sein, daß sie sich, wenn sie so liegen und alles nochmal gehörig durchfressen, auch was denken. Vielleicht denken sie an Kälberzucht und allerlei Klatsch auf der Weide und im Stall, vielleicht denken sie auch an den

jungen Stier und den alten Ochsen. Darüber äußern sie sich wenig, nur manchmal sagt eine, was in der Schriftsprache „Muh“ heißt, aber doch eigentlich so klingt, als käme es aus einem der vielen Magen. Zu den Zeitereignissen nehmen sie keine Stellung, wenn man nicht die Belästigung durch die Fliegen dazu rechnet. Die Fliegen stören sie wahrlich schon arg. Die Kühe schlagen nach Ihnen mit dem Schwanz, drehen den Kopf um fast hundertachtzig Grad und wedeln sie mit der Zunge vom Rücken. Es ist nämlich eine Stelle mitten auf ihrem Rücken, da reicht kein Schwanz und keine Rinderzunge hin, und grad dort versammeln sich die Fliegen, halten ein Plauderstündchen und nehmen einen Aperitif oder einen Stehschoppen. Wenn aber jemand auf einem einen Stehschoppen nimmt, so kitzelt das zum mindesten, und deshalb schlagen die Kühe mit Schwanz und Zunge. Sie wissen nicht, daß auf den Fliegen wiederum Milben sitzen und auf den Milben Bakterien. Und so geht's weiter bis zu den Atomkernen. Es sitzt immer einer auf dem andern und belästigt ihn. Vielleicht belästigen wir durch Herumkrabbeln auch die Erdkugel, und wenn sie bebt und spehlt, ist es vielleicht dasselbe, wie wenn die Kuh mit dem Schwanz schlägt. Jeder hält sich halt für das Wichtigste, die Kühe und die Direktoren, die Fliegen und die Milben und die Hauswarte und die Spiralebel und die Atomkerne. Aber ich wollte ja nur von den braven Vollmilchkühen sprechen, und außerdem haben die Spiralebel nicht gern, wenn man die Atomkerne erwähnt.

TROST

Du klagst, du hörst nicht mehr gut.
 So sei doch froh!
 Was sich (pektakelnd) ringum tut,
 ist meist folo.

Den frätig gleichen Taht im Blut,
 den innern Ton,
 der schwebend in sich selber ruht,
 den hörst du schon.

Und das genügt - vorausgesetzt:
 du hältst ihn wert.
 Braucht niemand mehr, der lärmt und schwätzt,
 und hein Konzert.

Ratatoöhr



„Der Kerl wird immer größer, er wirft mich noch aus meinem eigenen Nest!“

Il cuculo americano nel nido inglese: „Questo figuro cresce sempre più ... alla fine mi butterà fuori dal mio nido!„



„Hoppla — nur hinüber, nimm deine alten Knochen zusammen!“

Il domatore: „Opla! ... Raccogli le tue vecchie ossa e salta di là!..“

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes hatte eine Stellung angenommen. Jeden Morgen mußte er mit der Bahn fahren. Mit der gleichen Bahn fuhr auch sein Chef. Einmal war sie sehr voll. Johannes war nicht in der Stimmung, sich zu drängeln und wartete die nächste ab.

Als er sich bei seiner verspäteten Ankunft auf die überfüllte Bahn berief, knurrte der Chef: „Ich

bin aber noch hineingekommen!“

„Das sah ich“, sagte Johannes höflich, „und deshalb bin ich, um es Ihnen nicht noch enger zu machen, nicht auch noch eingestiegen.“

*

Auf einer kleinen Reise waren wir mit den anderen Insassen des Abteils in ein lebhaftes Gespräch geraten. Martin hatte den Anstoß dazu

gegeben und auch meistens das Wort geführt. „Das waren ja ungewöhnlich nette Leute“, urteilte er nun, nachdem wir den Zug verlassen hatten.

„Jedenfalls ungewöhnlich höfliche“, gab Johannes zu.

„Wie kommst du gerade auf höflich?“ wollte Martin wissen.

„Weil sie immer so herzlich über deine Witze lachten“, sagte Johannes.

J. Bieger

DER STAUBSAUGER

VON BRUNO WOLFGANG

Der Staub hält einen Menschen, dem man Geld schuldig ist: er kommt immer wieder. Nur ist er — was man von wenigen Dingen sagen kann — ärger als der Mensch. Denn den Gläubiger wird man doch irgendwann los, wenn man sich zum Äußersten entschließt und wenigstens etwas zahlt. Aber den Staub wird man niemals los, wenn man auch noch so viel wischt. Früher wischten die Frau, die Töchter und die Haushilfinn oder Bedienerin und bettelten die Ausbeute den Vorübergehenden auf die Köpfe. Jetzt gibt es keine Haushilfinn, keine Bedienerin; die Töchter haben auswärts zu tun, und die Mutter ist mit Arbeit überhäuft. Niemand wischt, und der Staub liegt ruhig eine Schicht über die erdige, grau und immer grauer, wie das menschliche Leben. Oder er ballt sich zu rätselhaften Flocken zusammen, ähnlich verblühtem Löwenzahn, die sehr schwer zu fangen sind, weil sie der leiseste Hauch wieder unter Betten und Schränke zurücktreibt.

Als Herr Tiegel einmal mit dem Zeigefinger eine Furche über die Schreibtischplatte pflegte und mit einem leidenden Blick schwieg, sagte seine Frau spitz: „Andere Frauen haben eben einen Staubsauger!“

Das traf ins Herz. Er beschloß, einen Staubsauger zu kaufen. Leicht gesagt und schwer getan. Einige Firmen, bei denen er anfragte, schüttelten nachsichtlich lächelnd die Köpfe. Bei Bockhorn & Co., wo er beim vierzehnten Anruf Verbindung bekam, rief eine fröhliche Fraustimme: „Herr, Sie leben wohl auf dem Mond!“ Er beschloß also, es mit einem alten Staubsauger zu versuchen. Er las die kleinen Anzeigen der Zeitungen. Lange war nichts zu finden. Aber endlich goß das Glück sein Füllhorn aus. Drei Staubsauger waren angekündigt, alle mit der richtigen Spannung von 220 Volt. Mit noch viel höherer Spannung setzte sich Herr Tiegel aus Rad und fuhr in aller Stille los. Es sollte eine Überraschung sein. Die drei Staubsauger befanden sich an ziemlich weit auseinanderliegenden Orten von Wien. Der erste in der Gegend von Schönbrunn. Da war schon das Haus. Selbstverständlich befand sich der Staubsauger im fünften Stockwerk. Die Klingel funktionierte nicht. Am Türhaken hing ein Zettel: „Bitte stark klopfen.“ Das ck, mit dem das Wort stark geschrieben war, schien besondere Gewaltanwendung zu heischen. Er klopfte also mit beiden Mittelfingern zugleich. Nach längerer Zeit wurde drinnen ein Gebrumm hörbar. Die Tür öffnete sich, eine kräftige Frau, rüstige Fünfzigerin, empfing den Besucher: „No, no, hauen's mir nicht die Tür ein. Was wollen's Staubsauger? Was für einen Staubsauger? Inseerat? Was für Inseerat?... O Schuft, Gauer, Haderlump!... Entschuldigen Sie, ich mein' nicht Ihnen, sondern meinen Mann. Wissen Sie, ich fahre immer im Juli zu meinen Verwandten aufs Land. Und da hat er mit mir im vorigen Jahr den Eiskasten verkauft, vor zwei Jahren das Radio, und jetzt mücht mir der Lump den Staubsauger verschepchen. Wissen Sie, ich hätt' schon vorgestern wegfahren sollen, bin aber mit der Wohnung nicht fertig geworden, und so fahre ich erst morgen. Mein Mann ist auf der Tour und kommt heut mittag zurück. Na, dem werd' ich was erzählen...!“

Das glaubte Herr Tiegel der Frau aus Wort und er entfernte sich ein wenig gerückt wie ein Mitschuldiger. Denn auch er war ein Gatte. Er fuhr nach Simmering, der Heimat des zweiten Staubsaugers. Diesmal empfing ihn ein sympathischer junger Mann, der inmitten einer wüsten „Kramur“ Kisten zunagelte. Bei dem Worte „Staubsauger“ lächelte er fröhlich. „Oh, der ist schon lang weg.“ Um halb sechs

Uhr früh war schon der erste da und hat ihn gleich mitgenommen. Und seitdem sind Sie schon der sechsendverhzigste. Staubsauger bereits verkauft!“ rief er einem dicken Herrn zu, der eben in der Tür auftauchte.

„Knopp vermeidet diesen Ort und begibt sich weiter fort.“ Dies dachte Herr Tiegel, als er wieder sein Rad bestieg und in die Schwarzspanierstraße zum dritten Staubsauger fuhr. Er betrat das Wohnzimmer einer eleganten Wohnung. Ein echtes Stubenmädchen deutete herablassend auf einen länglichen, aufrechtstehenden Gegenstand im Wohnzimmer und sagte: „Hundertvierdreißig Mark.“ Ein kleiner elektrischer Schlag zuckte im Innern Herrn Tiegels von der Brieftasche ins Herz. Dann begann er den Staubsauger umgetrieben von jeder Sachkenntnis zu betrachten. Der Apparat stand stolz und aufrecht da, wie ein sehr magerer Tourist mit einem sehr langen, leeren Rucksack. Er hatte etwas ausgesprochen Vornehmes, das sich gerade oben, wo die Menschen den Kopf haben, nahezu nichts befand, nur eine unwesentliche Verdickung der aufrechten Stange. Die Ähnlichkeit mit einem Touristen wurde noch dadurch erhöht, daß ein Kabel in mehreren Windungen wie ein Bergseil sich um seinen Leib schlang, während sich der Schwerpunkt in einer Verdickung unten befand, wie bei einem Menschen mit schwergelagerten Bergschuhen.

„Na, und geht er auch?“ fragte er, um das vorgeschriebene Maß Frauen zu zeigen. Wortlos schaltete das Stubenmädchen ein. Im Bauch des Staubsaugers erhob sich ein Brausen, alles Menschliche weit hinter sich lassend. Der Rucksack blähte sich auf und begann zu zittern, offenbar durch den Anprall der emporgeschleuderten Staubmassen.

„Und hat er zweihundertzwanzig Spannung?“ fragte Herr Tiegel, um auch technische Kenntnisse zu offenbaren.

„Ja“, erwiderte das Mädchen. „Also gut, ich nehme ihn.“ Er zahlte, das Mädchen nahm das Geld ohne Dank und verschwand.

Drunten dauerte es einige Zeit, bis der Staubsauger auf dem Rad verlässlich befestigt war. Inzwischen betrat ein Ehepaar den Hausflur und stützte beim Anblick des Staubsaugers. Dann flüsterten sie etwas und entfernten sich mit einer wegwerfenden Handbewegung. Das war offenbar Neid. Herr Tiegel fuhr vorsichtig durch viele mit Katzenköpfen geplasterte Straßen, stets auf äußerste Schonung des vornehmen Staubsaugers

IN DIESEN NACHTEN

Und wenn sich wieder tief geschändet diese Nächte,
Beraubt um ihres Friedens heilig fromme Stille,
Ans Herz der Erde pressen, weil ein mörderischer Wille
Satanisch sich erhebt, und glutdrüchste Schändete
Vor deinem Schritt sich öffnen, daß die Seele — jäh umtettert
Vom Brand und Rauch des Wahnsinns — schauernd zittert,
Dann, du mein Bruder, magst du sie erkennen,
Die dich wie du auch Menschenbruder nennen!
Sind sie es noch? Ach, schnell! Ich sehe, ohne
Daß du es sagst, die in den Staub gezerrte Krone
Des hohen Geistes, der die Besten einst besetzte —
Ich weiß! Ich weiß! Verblendung ist's, die fehlte!
Und wenn sie immer nun auch unser Besten rufen —
Die Seelen stürzen Stufen über Stufen!
Es bleibt nicht viel. Aus Nacht und grausigem Entsetzen
Schleicht bleich der Morgen, wie ein Bettlerkind in Fetzen,
Durch die Ruinen, die aus Schutt und Asche ragen —
Doch niemand mag nach Herkunft und Wegziel fragen.

HERBERT LESTIBOUDOIS

bedacht. Die Sattelfedern ächzten, zwei Speichen zersprangen, aber endlich war doch die Wohnung erreicht. Fröhlich beiläufig sprang ihm Peter entgegen, dann beschleunigte er den neuen Hausgossen. Stolz richtete Herr Tiegel den Staubsauger mitten im Vorzimmer auf. Dann rief er seine Frau.

„Was ist das?“ fragte sie mitläufig.

„Das ist die Erfüllung deines heißesten Wunsches — ein Staubsauger.“

„Im, das soll ein Staubsauger sein?“

„Ja. Man klappt diese Stange hinunter und fährt dann mit diesem kugelförmigen Teil auf den kleinen Rädern über den Fußboden oder den Teppich, und der Staub ist weg.“

„So? Und wie fahre ich über die Vorhänge, die Wandbehänge und die Spinnweben auf der Zimmerdecke?“

„Der Staubsauger ist nicht für alles da. Er ist eben nur für horizontale Sachen. Du scheinst den Staubsauger mit einem elektrischen Rasierapparat zu verwechseln. Und selbst mit diesem kann man nicht überall hinfahren.“

„Was kostet denn das Ungeheuer?“

„Im, Hundertvierund... Hundertvierzig Mark.“ „Entsetzlich. Auch das noch. Das kommt davon, wenn ich bei diesen Einküffen nicht dabei bin.“ Verstimmt zog sich Herr Tiegel zurück. Peter untersuchte den Zugereisten und prüfte ihn auf seine Eignung zum Heben des Beines. Die Töchter kamen nach Hause.

„Ha, was ist denn das Höhenonne?“

„Nein, ein Staubsauger.“

„Fein. Gehört der uns?“

„Ja, jetzt gehört er uns“, bemerkte Frau Tiegel mit eisiger Ironie.

„Schnell, fangen wir an!“, riefen die Mädchen. Eifrig stiegen sie den Kontakt fest und leerten den Inhalt der Mistküste auf den Fußboden aus, damit der Staubsauger mehr Gegendheil habe, sich zu bewähren. Herr Tiegel wartete mit heimlicher Angst auf den Kurzschuß.

„Alles fertig? Eins, zwei, drei!“

Der Schallbeleg wurde heruntergeklappt. Alles spähte erwartungsvoll auf den Rucksack. Herr Tiegel hoffte auf das mächtige Brausen. Ihm war zumute wie vor einer Stauprüfung. Tiefe Stille. Nichts regte sich weit und breit.

„Das auch noch!“ rief Frau Tiegel verächtlich und ging in die Küche. Die Kinder bekamen einen Lachkrampf und versuchten den Vater zu trösten. Vielleicht war die Spannung nicht die richtige oder mußte noch auf irgendeinen Knopf gedrückt werden. Oder halt, vielleicht mußte man die Pole umwechseln wie beim Rundfunk. Sie stürzten auf den Steckkontakt los. Peter bellte wütend und versuchte in das Kabel zu beißen. Plötzlich aber begann es in dem Gehäuse zu brodeln.

Rasch schwoll es zu mächtigem Säusen an. Der Rucksack blähte sich auf. Peter flüchtete entsetzt unter Klavier. Die Kinder rannten in die Küche zur Mutter und verkündeten triumphierend: „Er saugt! Er saugt!“ Stolz stand Herr Tiegel da: Ich hab's gewußt. Frau Tiegel wischte sich die Hände ab und kam herein. Doch sonderbar, jetzt schlug der Staubsauger wieder, der Rucksack hing leer und traurig herab. Frau Tiegel kehrte kopfschüttelnd in die Küche zurück. Kaum hatte sie die Hände wieder in den Teig versenkt, kamen die Kinder abermals in die Küche gezürrt und schrien: „Komm schnell! Jetzt hat er wieder gesogen!“ Aber die Mutter kam nicht mehr. Dieser Staubsauger existierte für sie nicht.

Einige Tage später saß Herr Tiegel nachdenklich beim (staubigen) Schreibtisch. Er griff zum Bleistift und schrieb: „Tadellos der Staubsauger fertig zu verkaufen. Nicht vor dem 24. Juli.“ Herr Tiegel hatte sich ihre Abreise zwar schon auf dem 20. Juli festgesetzt. Aber seine Fahrt um den Staubsauger hatte ihn gelehrt, bei Unternehmungen hinter dem Rücken der Frau vorsichtig zu sein.

DAS MÄRCHEN VOM ROTKÄPPCHEN

VON WILHELM PLEYER

Unser kleiner Häwelmann hat Röteln und Langlewille. Da bettelt er jeden, der in seine Nähe kommt, um ein Märchen an. Kein Wunder, daß die Märchen in unserem Hause immer kürzer werden. Die selbstverständliche Folge davon ist, daß der kleine Mann mißmutig wird, sicher gehen will und sich meist etwas Altes und Gediegenes wünscht, etwas, was man schon kennt und wovon man weiß, was es wert ist. Also sagt er: „Vati, erzähl mir das Märchen vom Rotkäppchen!“ — „Aber das hast du doch schon hundertmal gehört!“ — „Ich möcht's gerne noch einmal hören“, kommt es demmaßen leise heraus, daß es eine stärkere Wirkung hat als Donnergebrüll. Und der Vati kann auch diesmal nicht nein sagen. Andersseits steht ihm das Märchen vom Rotkäppchen

schon zum Halse hinaus. Also fragt der Vati: „Kann ich die Geschichte nicht ein wenig anders erzählen?“ Dagegen hat der Sohn vorläufig nichts einzuwenden, und so erzählt er denn: Es war einmal ein kleines Mädchen, das war so folgsam, daß es alle sehr lieb hatten. Am liebsten hatte es seine Großmutter. Die hatte ihm ein schönes rotes Käppchen geschenkt, das stand dem Mädchen so reizend, daß es gar nichts anderes mehr aufsetzte. Und deshalb nannten es die Leute nur Rotkäppchen. Eines Tages nun sagte die Mutter: Rotkäppchen, hier hast du einen Korb mit einer Torte darin, mit Weintrauben, Schokolade und Vanilleeis, das bringst du zu der lieben Kranken Großmutter, daß sie wieder gesund wird. Du darfst aber unterwegs nichts da-

von naschen, und wenn du durch den tiefen Wald gehst, darfst du keinen Schritt vom Weg abgehen! Sei mein liebes, gehorames Kind! Rotkäppchen versprach dies. In dem Augenblick aber zu sein, und machte sich auf den Weg. Unterwegs hob das Mädchen das Tüchlein von dem Korb, da glänzten die Weintrauben darunter, es duftete nach Schokolade, man sah zwischen dem Papier die Zuckerglasur von der herrlichen Torte, und das Vanilleeis hing schon an, ein wenig zu schmelzen, so muß es eigentlich das Gescheiteste gewesen wäre, man hätte es gleich gegessen. Rotkäppchen wußte auch, daß die Großmutter nie Eis essen mochte und daß sie immer die ganze Portion ihr gab. Da dachte Rotkäppchen: Eigentlich könnte ich das Vanilleeis jetzt schon essen, denn bis ich zur Großmutter komme, ist es bestimmt geschmolzen, und dann hat keines was davon. Aber da dachte Rotkäppchen daran, daß ihm die Mutter verboten hatte, etwas aus dem Korb zu naschen, und es leckte nicht einmal an dem Vanilleeis, wie gerne es auch wenigstens ein bißchen daran geleckt hätte. Dafür pflückte es immer einmal eine Erdbeere vom Wegrande, aber leider war nur hie und da eine zu sehen. Wie Rotkäppchen wieder einmal seinen Korb hingestellt hatte und zwischen den Kräutern am Weg nach den versteckten Beeren suchte, raschelte es in den kleinen Tännlingen unter den hohen, alten Tannen, und plötzlich stand der Wolf vor ihr. Rotkäppchen erschrak ein wenig, aber nicht viel, denn brave Kinder, die nichts angestellt haben, brauchen nicht zu erschrecken. Und der Wolf öffnete sein Maul, daß ihm Rotkäppchen bis in den Rachen hineinschauen konnte, und sagte mit seiner rauhen, aber freundlichen Stimme: „Ei, liebes Mädchen, schmecken dir die Erdbeeren?“ Rotkäppchen erwiderte: „Jawohl, Herr Wolf!“ — „Findest du auch viele?“ fragte der Wolf. Das brave Rotkäppchen wollte keine Unwahrheit sagen und antwortete: „Nein, Herr Wolf!“ — „Dann paß mal auf“, sagte der Wolf ganz freundlich. „Hier hinter den Tännlingen, nur zehn Schritte vom Wege, ist der Boden ganz rot von wunderbar süßen Erdbeeren, jede so groß wie eine Kirasche, wenn nicht noch größer. Da kannst du essen nach Herzenslust und brauchst nicht so viel Zeit mit Suchen zu vertun.“ Rotkäppchen mußte erst ein paarmal schlucken, weil ihm das Wasser im Munde zusammenließ; dann sagte es: Ich danke schön für Ihre große Freundlichkeit, Herr Wolf, aber meine Mutter hat mir verboten, daß ich im Wald vom Weg abgehe, und da können die Erdbeeren so groß und so rot und so süß sein, wie sie wollen, ich folge meiner Mutter! Da riß der Wolf mit einem fürchterlichen Geheul den Rachen auf, weit und immer weiter, so weit, daß in den Rachenwinkel die Haut zerfiel, und mit einem Ton, wie wenn hundert Hosen zerreißen, zerriß dem Wolf an beiden Seiten sein Fell, und wie es zu Boden sank, stand ein wunderschöner Junger Prinz vor Rotkäppchen und sagte mit einer lieblichen Stimme: Ich bin der Sohn des Königs von Bananienland. Eine böse Hexe hat mich in einen Wolf verzaubert, und ich mußte so lange warten, bis ich einem ganz braven und ganz folgsamen Kind begegnete. Weil du so folgsam gewesen bist, hast du mich erlöst! Ich heiß Frits, und wenn du aus dem Arbeitsdienst zurückkommst, wird gleich die Hochzeit gefeiert. Nun gingen sie beide zur Großmutter, die war vor Freude auf der Stelle wieder gesund, und da aßen sie die guten Sachen und waren alle froh und glücklich, und so leben sie heute noch, denn brave, folgsame Menschen werden sehr alt.“ Der kleine Mann war noch ein bißchen baif, dann wandelte sich etwas in seiner Miene und er lief: „Pflui, Vati, das ist doch kein Märchen! Da hast du was zusammengelogen!“ Und er gab mir zu erkennen, wie unzufrieden er mit mir und meiner Geschichte war.

Da ging ich sehr in mich und dachte angestrengt nach, indem ich mir die Frage vor mich stellte: Wenn erzhält man noch ein Märchen, und wo fängt man an, etwas zusammenzulügen? — Und soviel wurde mir jedenfalls klar: Man soll nichts überbetreiben, auch das Märchenerzählen nicht!

Das Malmittel - Olio per pittura

(A. P. chel)



„Nun hast du schon wieder das Format vergrößert. Du weißt, ich kann dir von unserem Speiseöl nichts mehr abgeben!“

“E di nuovo hai ingrandito il formato! Sai bene che non posso più cederti nemmeno una goccia del nostro olio da tavola.”



„Hätte ich in der Schule mehr gelernt, so wüßte ich jetzt, wo mein Paul steht!“
„Wer konnte auch wissen, daß die Geographie solche Bedeutung gewinnt?“

Sopra la carta geografica: „Se a scuola avessi imparato di più, adesso saprei dove si trova il mio Paolo!„ — „E chi mai poteva sapere che la geografia avrebbe un di avuto tanta importanza?„

ABENTEUER MIT JULIA

VON BERNHARD BERG

„Kasimir, nehme Er Seine Drackpfoten von meiner Nase!“ schallt Herr von Mallinckrodt und schlug dem verdutzten Barbierlehrer, der ihm den Bart schabte, beinahe das Messer aus der Hand. Verwirrt ließ der junge Mann den Arm hängen, über sein stupides Gesicht huschte eine brennende Rote. Der Baron sah es und grunzte begütigend. „Wenn Er mir die Nästern zukneift, kann ich die Luft nur noch hinten hinaus lassen“, sagte er, während ihm der asthmatische Husten von neuem zu plagen begann. Es war ein bäugstelliger Anblick für den Lehrling Karl, denn das Gesicht des Herrn von Mallinckrodt glück plötzlich einer häßlichen Maske, deren obere Hälfte eine violette Färbung angenommen hatte, die drohend über dem kräftigen Schaum der eingesetzten Kinnpfarte flammte. „So“, meinte der Baron, nachdem dieser Anfall vorüber war, „nun fahre Er fort. Doch bitt ich, stets den Finger auf den Mund, wie weiland Hamlet sagte. Weiß Er überhaupt, wer Hamlet war?“

„Nein, Herr Baron“, sagte der Lehrling Karl, und ein fettiger Seifenpfropfen glück schwer und zitternd von dem erhobenen Messer, „diesen Herrn kenne ich nicht.“

Herr von Mallinckrodt lächelte verächtlich. „Natürlich, diesen Herrn kennt Er nicht. Aber den Herrn Kieseiwetter kennt Er, was? Oder diesen Untermenschen, den tollen Bomberg, von dem kapituliert Eher, meinem Standesgenossen Mikosch ganz zu schweigen. O! Ich sage ihm, Kasimir: die schwarzen Fingernägel, mit denen Er mir vor der Visage herumzufucheln ward, trauern um Seine finstere Seele. Und nun seife Er mir die Backen gefälligst wieder ein. Oder will Er mir etwa die Totenmaske abnehmen? Ich habe das Gefühl, daß mein Gesicht in Gips liegt.“

Das schaumige Gluckesse, das der hin und her huschende Pinsel erzeugte, entthob den Baron der weiteren Rede. Als der Lehrling Karl das Messer ansetzte, den Finger der linken Hand behutsam und mit einer sacht spannenden Bewegung auf die Oberlippe des Herrn von Mallinckrodt legend, schloß dieser das eine Auge, um es dem anderen entgegen zu halten, und nur mühsam gesammeltes Blick das jungen Mannes gleichsam hineinzu stoßen. Heftig schwindend ging der Lehrling Karl ans Werk. Das glotzende, von roten Äderchen durchzogene, lauernde Auge machte ihn völlig kopflos. Doch der Himmel meinte es gut mit ihm, die Rasur gelang prächtig, kein Tröpfchen Blut färbte den Seifenschnee unter der Nase. Aufatmend strich er die von Bartstopfeln geschwärzte Seife von der Klinge und füllte den Napf mit frischem Wasser. Hierauf wusch er dem Baron das Gesicht, trocknete es sorgfältig und holte den Gummiball mit dem Puder herbei. Herr von Mallinckrodt sah es und runzelte die Stirn. „Kasimir“, sagte er, „wäre wohl, solange ich auf dem Hals einen Kopf und keinen Kinderpöpel trage, wünsche ich nicht, pedepert zu werden. Auch die Essenzen, an denen es hier kaum mangelt und deren Gestank mich auf eine fatale Art an einen Pariser Weiberstall erinnert, möge der Teufel holen. Darlei Dinge sind gut für die Komödianten. Hat Er schon einmal ein Schauspiel gesehen?“

Der Lehrling Karl mußte einräumen, noch niemals in einem Theater gewesen zu sein. Herr von Mallinckrodt streifte das weiße Frisierloch von den Schultern und betrachtete sich nachdenklich im Spiegel. Die Masse seines Körpers füllte die Glasfläche beinahe völlig aus. Auf der breit ausladenden Jägerjoppe lag wuchtig der Kopf mit den hellen, von zahlreichen Fältchen umgebenen Augen, den schweißweißen Brauen, dem etwas gewaltsamen Kinn und der kurzstieligen Nase über einem Mund, der schmal und von ironischer Prägung war. Einen seltsamen Kontrast zu dem roten, bürlichen Gesicht bildete das eisgraue Haar, das in der glatten Bändigung der

Friseur wie eine Perücke wirkte. Die fleischigen Ohren, sowie der kurzstielige, ein wenig umschleierte Blick vervollständigten den Eindruck von Vitalität und Empfänglichkeit. Der Chronist, der dem Baron die Urheberschaft zahlreicher sinniger Poesien nachrühmte, hatte sicher nicht gelogen, zumal der Baron nach einer Weiße musigen Diszettes mit seiner hoiseren Stimme fortfuhr: „Kasimir, glaube Er mir: ein Mensch, den die Kunst vergehlich ruft, ist ein Schwein. Die Kunst ist das Edle in der Welt, das Leihreiche. Schmähe Er sich, daß dieser Ruf des Himmels noch nicht an Seine schmutzigen Ohren gedungen ist. Schmähe Er sich weidlich und vor allem: zeige Er Reue. Ich will ihm Gelegenheit hierzu geben. Da...“ Langsam griff er in die Tasche und holte ein Geldstück hervor, das er dem Lehrling Karl mit einer Geste überreichte, die ebenso pathetisch war wie der Klang seiner Worte: „Dieser Taler, den ich ihm schenke, wird weder verstopfen, noch mit Weibern vertan. Er soll ihn zu der Kunst hinführen. Heute abend geben sie im Theater die Komödie eines jungen Dichters: Abenteuer mit Julia. Kasimir, Kasimir, Er wird hingehen, sage ich ihm, Er wird die Löfel aufsparen und die Seele dazu. Und morgen wird Er mir sagen, was Er gelernt hat. Lebe Er wohl.“

Hochaufgerichtet, den verblichenen Filzhut schief auf dem Kopf, verließ der Baron die Barbierstube, um den gewohnten Waldgang anzutreten. Die ungelegten Schuhe seiner Jagdstiefel schlurten über das Pflaster. Es war ein prächtiger Tag. Durch ein paar Gassen ging Herr von Mallinckrodt, dann einen kleinen Feldweg entlang, und der Wald war erreicht. Köstliche Kühle umgab ihn, ah, eine superbe, nach Nadeln, Laub und Moder duftende Kühle! Wie ein Jagdhund schnobernd, so recht sich selber überlassen, spazierte der Baron gemächlich durch das herbliche Revier. Vor einer schmalen Lichtung blieb er plötzlich stehen. In seine kurzstieligen Augen, die eben noch verträumt und nach innen gekehrt geblickt hatten, trat ein Ausdruck maßlosen Staunens. Wenige Schritte von ihm entfernt stand eine junge Dame, stand Julia, die Schauspielerin, in zierlicher Pose gegen einen Baum gelehnt und leise vor sich hinsprechend. Herr von Mallinckrodt verharnte reglos. Der liebliche Anblick, der sich ihm bot, zwang ihn, den Atem zu verhalten und jener unvergessenen Szene zu gedenken, da Ophelia, von Wahnsinn umnachtet, in den Tod gegangen war. Schauerlich hatte Julias Stimme

geklungen, schauerlich und rührend zugleich, als sie ihren Sterbegang ertönen ließ. Ihre letzten Worte: „Gott sei mit Euch!“ verfolgten den Baron bis in die letzten Tiefen seiner Seele. „Mätker“, hatte er nach diesem Abend auf dem gemeinsamen Nachhauseweg zu seinem Begleiter, dem buckligen Stillsorganisten gesagt, „Mätker, das hatte ich mal vor Jahren eine Häsini, die mir schlecht vor die Filnte lief, krank geschossen. Die klagte genau so wie dieses exzellente Frauenzimmer.“ Parbleu, die Erinnerung hian überwältigte Herr von Mallinckrodt, so daß er, jegliche Vorsicht außer acht lassend, einen Schritt näher kam. Erst jetzt bemerkte ihn Julia. Mit einem leisen Schrei fuhr sie hoch. „Oh, wie Sie mich erschrockt haben!“ flüsterte sie. Ihre schlanken Hände sanken zu den Hüften hinab und zupften verwirrt an der Seide des lichtfarbenen Kleides. Der Baron sah zwei dunkle Augen furchtzaam auf sich gerichtet, sah einen blühenden Mund schmerzlich lächeln und verneigte sich tief. „Ich bedauere es aufrichtig, Sie inkommodiert zu haben, Madame“, begann er netzhaltvoll, „Glauben Sie mir bitte, daß es nicht in meiner Absicht lag, in Ihre innersten Geheimnisse einzudringen. Ja, Madame, widersprechen Sie nicht. Oder ist es nicht etwa die Kunst, welche die letzten Regungen unserer Seele heraufbeschwört und zum Erklängen bringt?“

„Ich präparierte mich für meine neue Rolle“, erwiderte Julia. Herr von Mallinckrodt nickte zustimmend. „Abenteuer mit Julia“, sagte er gärlant, um nach einer kleinen Pause fortzufahren: „Wenn Sie befehlen, Madame, gehört dieser Wald für die Dauer Ihres Studiums niemandem außer Ihnen.“

Julia betrachtete den Sprecher mit huschenden Augen, und dem Baron war es, als dringe dessen sekundenschnelle Blick durch seinen ganzen Körper. „Sie sind der Baron von Mallinckrodt?“ fragte Julia. Der Baron bejahte, zuletzt verwundert über die seltsame Heiterkeit, die sich auf einmal über dem Gesicht der jungen Dame auszubreiten begann. Etwas wie Spannung machte das Gesicht rätselhaft. Ah, Herr von Mallinckrodt gewaltete die plötzliche Veränderung der den Zügen Julias und war für die Dauer eines Atmungszyklus verwirrt. Mächtig wollte das Blut in ihm hoch, seine Augen glänzten abenteuerlich, unklar spürte er, daß irgend etwas Großes, Entscheidendes durch die Pforte der Vernunft hineinschritt, mitten in sein heftig pochendes Herz hinein. Noch immer stand Julia so vor ihm: stumm und lächelnd, im Blick jenen anrührenden Schimmer wohlwollender Neugier, der voll von Verheißungen ist. „Leben Sie wohl, Madame“, murmelte der Baron. Es machte ihm Mühe, die vier sinnlosen, unheftig klingenden Worte zu einem verbindlichen Satz zu fügen. Wieder war es der kindlich zuckende Ton in Julias Stimme, der Herrn von Mallinckrodt aufgewühlte Seele wie ein Schwannengesang durchschaute. „Herr Baron“, sagte Julia leise und beschwörend, „ich bitte Sie, zu bleiben, Herr Baron.“

Langsam gingen sie durch den Wald. Das Rauschen der Bäume war fort, nur noch das seltsame helle Kleid und das betörende Lächeln Julias lebten in dem zarten Licht, das wie ein grüner Regen von oben her auf die Stille rieselte. Eine lange Zeit verging, und niemand sprach. Herr von Mallinckrodt schritt gesenkten Hauptes, es schämte er sich vor den feurigen Gängen, über den weichen, federn Boden. Die Näheren der jungen Frau, die so gelassen mit ihm spazelte und deren Wärme er zu spüren glaubte, verschohmte ihm die Gedanken zu einem zähen Bren. Süß und verlockend klang seinen ertregten Sinnen das zärtliche Geknistern der Seide; mit geblihten Nästern trank er den Duft eines betäubenden Parfüms in sich hinein. Ein paar mal setzte er zum Reden an; kein Wort fiel über seine Lippen. Und als sie vor

Wiege unterm Apfelbaum

Einst war's im Herzen Trau;

Was heute wirklich ist: Du bist im Kriege.

Und in der Heimat unterm Apfelbaum

Steht eine Wiege.

Drin liegt dein erstes Kind

Und schlummert süß, vom Duft der Blüten lind

Umwohen. Eine weiße Wolke, schwebt

Die breitverzweigte Krone

Hell über deinem kleinen Sohne.

Der nun sein Leben lebt — —

Und blühend wandelt durch den Frühlingsgarten

Die junge Mutter, deine Frau, und sieht:

Getrennt durch weiten, weiten Raum,

Brauchst du nun nimmermehr allein zu warten,

Daß einer heimkehrt aus dem Kriege;

Denn unterm Apfelbaum

Steht eine Wiege.

Drin liegt dein erstes, dein geliebtes Kind.

HEINZ FRIEDRICH KAMECKE

einer Birkenbank standen und wenig später schweigend nebeneinander saßen, der Baron vollkommen am Rande seiner sechszigjährigen Kraft, die vergehend immer neue Sehnsüchte in den Brand der Minuten schürte; in diesem Augenblick, da Julia, den Blick nahe vor seinem Gesicht, ihn mit ihren sanften Augen lächelnd ansah, vergaß Herr von Mallinckrodt plötzlich alle guten Vorsätze, die auf ein wenig gichtigen Beinen hinter seinen galoppierenden Wünschen hergelaufen waren. Tief atmend nahm er Julias Hand, die sie ihm willig ließ, hob sie langsam zu sich empor und küßte sie wortlos. Jegliche Seligkeiten und Qualen des Himmels wälzten sich auf ihn herab: süße, brennende Blicke, sein Herz entflammend, dieses Schweigen, aus dem seine Seele wie aus einem tiefen Brunnen Mut und Ängste schöpfte, oh, und dann das Lächeln und die weiche, zukunfts Küßte der kleinen Hand, die auf eine so verwirrende Art zwischen seinen Fingern lebte! War es der Teufel, der den Baron mit einem Male hochfahren ließ und seine Arme zwang, sich leidenschaftlich um Julias Schultern zu pressen? Wahrhaftig, Herr von Mallinckrodt kannte keine Gesetze außer denen seines heißen Blutes. Sinnlose Worte entströmten seinem Munde, es war, als habe sich sein Herz mit einem Schlage geöffnet, alles preisgebend, was seinem zitternden Körper an Gefühlen innewohnte.

Aber plötzlich erschrak er heftig. Wie durch einen roten Nebel sah er Julias Gesicht, das nicht mehr lüchelte, sondern ernst und abweisend zu ihm hinaufblickte. Die Arme sanken ihm, er räusperte sich, stieß die Luft schwer durch die Zähne und murmelte eine Entschuldigung. „Wie wundervoll die Tannen duften!“ sagte Julia. Sie hatte sich erhoben und ging nun wiegenden Schrittes, der die Seide ihres Kleides im Licht des Tages aufblitzen ließ, dem Weg entgegen, der heim zur Stadt führte. Wo war der Zauber jener Stunde geblieben? Die Tannen, ja, die Tannen! dachte der Baron, und seine erkalteten Gedanken fügten diesem sinnlosen Satz hinzu: und das Leben... und die Melancholie... ah, und überhaupt alles, was uns klüger macht, sei gesegnet!

Nur noch eine kurze Strecke spazierten sie gemeinsam durch das Revier. Als sich der Wald zu lichten begann, reichte Julia Herrn von Mallinckrodt die Hand. „Leben Sie wohl, Herr Baron“, sagte sie. Der Baron verbeugte sich stumm. Ohne sich umzublicken ging er den Weg zurück, den er gekommen war, zu den Bäumen, die tröstend rauschten und in jenes grüne Licht, das rieselnd durch die Kronen sickerte. Tagsdrauf sagte er zu dem Lehrling Karl, der ihm den Bart schabte: „Erzähle Er mir, was Er im Theater gesehen hat.“

Es war eine verworrene Geschichte, die er zu hören bekam, die Geschichte von einer jungen Dame und einem alten, verliebten Herrn. Und ein junger Mann kam darin vor, der in dem törichtigen Kampf den Sieg davontrug.

Der Baron schloß melancholisch die Augen. So versunken war der Ausdruck seines Gesichtes, daß der Lehrling Karl verwundert und offenen Mundes dand. Eine lange Zeit verging, von nichts anderem ausgefüllt, als von dem sanften Knistern der eintrocknenden Seife und den tiefen Atemzügen des grübelnden Herrn von Mallinckrodt. Also darum! dachte der Baron. Seine Stimme war die eines Schlafenden, als er nach einer endlosen Pause das eine Auge lauernd öffnete und heiser und von Husten gequält die Frage in das Schweigen warf: „Und was hat Er aus dieser Komödie gelernt?“

„Ein alter Herr soll nicht mit einer jungen Dame scharmützeln“, erwiderte Karl, der Lehrling, stolz ob seiner Wissenschaft. Dann machte er sich von neuem über den Seifenapp her, schlug den Schaum und legte dem Baron einen weißen Kranz von flockigem Schnee wie einen Bart der Weisheit um das Kinn, bis nichts mehr in dem Gesicht war, als Schweigen, Zufriedenheit und jener sacht anfallende Schlaf, aus dessen Tiefe dem Alter die letzten Erkenntnisse reifen.

Goldregen - Laburni

(A. Kubin)



Er weiß, was sich schickt

Als Karenberg die Straßenbahn bestieg, um ins Büro zu fahren, war in seinem Kopfe ein Gebrübel wie von Ameisen und Käfern. Eine trinkfrohe Nacht lag hinter ihm, ein Heimweg, an den er sich nur dunkel erinnerte, und ein kurzer, bleierer Schlaf.

Der Schaffner sprach ihn an:

„Na, sind Sie denn heute nacht gut heimgekommen?“

„Natürlich. Wie kommen Sie zu der Frage?“

„Tja, sehen Sie“, lächelte der Mann, „ich... hatte so meine Bedenken. Als Sie nämlich aufstanden und der Dame ihren Platz anboten, waren Sie beide die einzigen Fahrgäste in meinem Nachtwagen...“

F. F.



„Sie sind Ärztin, Ich bin Arzt — das gäbe doch eine harmonische Ehe!“

„Weiß noch nicht — wie denken Sie zum Beispiel über die Behandlung von Gallensteinkolik?“

Riflessione: „Vol siete medichessa ed io sono medico; ne dovrebbe uscire un matrimonio armonico!„

„Non so ancora. Per esempio: che pensate Voi sulla cura della colica dei calcoli biliari?„

ALTES SCHWABING

VON A. WISBECK

Für den, der es noch nicht wissen sollte, sei vorausgeschickt: Schwabing ist ein Stadtviertel Münchens und erfreut sich des Rufes, eine Kolonie von Künstlern zu beherbergen. In der Tat wird hier mehr gemalt und gemalt als in anderen Teilen der lieben Isarstadt. Doch tritt der Fremdling, wenn er glaubt, damit das Wesen Schwabings erfassen zu können, denn mehr als Beruf stempeln Eignung und Erprobung zum wahren „Schwabinger“. Dieser echte Schwabinger ist freilich heute so selten geworden, wie das Okapi. Man gelangt kaum zu so einem alten Bullen in dem Schwabinger Gründen nachspüren, ohne selber ansichtig zu werden. Dann stößt du vielleicht durch Zufall auf ihn, wie er im letzten Büchsenlicht durch die Wernack- oder Hohenzollenstraße zur Tränke wechselt. Vorsichtig kügt und windet er nach allen Seiten, denn die zunehmende Belebung des Stadtteils hat ihn schon gemacht. Moos wächst bereits auf seinem ergrauten Haupt, und börsartig ist er geworden, wie jeder alte, einschichtig lebende Bulle. Treibt ihn die Not zur Tränke einer Weinkelpe, so wirst du kaum mehr denn ein Knurren über die fortschreitende Verwässerung des Alkohols aus seinem Munde vernehmen. Schon zu Beginn der Jahrhundertwende lichtete sich die Herde rascherer Schwabinger, Rudeln von ihnen verschollen im bürgerlichen Dasein. Immerhin hatte sich noch ein kleiner Bestand erhalten, und in diesem Kreise geschah es auch, daß der Kunstmaler Toni Höpfl mit dem Bildhauer Rudi Blasius um die Gunst der schönen Kunstgewerblin Paula Köberl buhte. Ja, wohl, buhte. Denn so rasch, wie es sich die Phantasie des Fremdlings vorstellt, ging es nicht mit der Liebe in Schwabing. Tagelang währte oft das harte Ringen um eine Frauenseele, und manchmal war es trotzdem vergeblich.

Daß sich Höpfl und Blasius nicht liebten — dürfte es ein Wunder nehmen, wenn dieses Weib mit den Formen einer Aphrodite und einem Haarschopf, der Tizian verrückt gemacht hätte, dazwischen stand? „Der Toni malt seinen Klitsch mit Entenmist“, behauptete der Bildhauer vom Maler, „Der Rudi wäre ein recht guter Friseur geworden“, meinte der Maler vom Bildhauer. „Sie haben beide recht“, bestätigte ein dritter. Über diesen aber sagte wieder ein anderer —

— Das war das alte Schwabing. —
Eines Abends wurde es in der Kneipe bekannt, daß Höpfl an einer kurzen Krankheit verstorben sei. „So — so“, hieß es nur, „der Toni ist geborgen!“ Denn Menschen, die mit irdischen Gütern schlecht gesegnet sind, stehen dem Jenseits mit Fassungsgegenüber. Daß man jedoch dem

Maler das letzte Geleite geben wollte, verstand sich, und daß eine Grabrede nicht umgehen werden konnte, wurde nach jeder Debatte festgestellt. Wer aber sollte diese Rede halten? Denn es ließ sich zwar über die Malerei von Van Gogh stundenlang sprechen, in Leichenraden aber besaß man nur geringe Erfahrung. „Ich tu's“, sagte plötzlich der Bildhauer, und gab sich einen Ruck. Man überreichte ihm ein Stückchen Papier, darauf kritzelte er alle Daten und Begebenheiten, wie sie diesem und jenem aus dem Leben des Verstorbenen bekannt waren. —

In langem Zuge folgten die Schwabinger dem schlichten Sarg. Nun trat Blasius vor die Grube, zupfte verlegen an den entliehenen Trauerhandschuhen herum und sprach: „Da liegt er nun, unser Freund, der Entschlafene und ist tot. — — — Ganz tot ist er. — — — Geboren wurde er so um 1890 herum vermutlich in Ingolstadt. — — — dann ist er gestorben am 15. Juli 1922 in München. — — — Ja, da kannst nix machen. Gott gebe ihm die ewige Ruhe!“ Das hört sich nun freilich drollig an. Wer aber die kurze Handbewegung des Redners sah, die ungewollt und doch mit letzter Ausdruckskraft die Vergänglichkeit aller irdischen Umschrieb, und wer des Tropfens gewahr wurde, der aus den Augen des Rivalen über die Krawatte kollerte, dem blieb dieses Leichenbegängnis unvergänglich. Auch das war das alte Schwabing.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

In Großholzhausen beim Alten Wirt saß eine Münchner Familie, der Vater, die Mutter, und acht Kinder. Das Jüngste war höchstens elf Monate alt. Trotzdem schob ihm der Vater wiederholt seinen Maßkrug hinüber.

„Da — sauf, Pampel, wanns di dürscht!“
Und das Pampel nahm den Maßkrug und trank. Vom Nebentisch mengte sich einer hörbar ein. „Ich finde es einfach unhöflich, dem Kinde Bier zu geben! Ihm wäre Milch viel dienlicher!“
Der Münchner drehte kaum den Kopf und brummte über die Schulter hinüber:
„Ehna sieht ma's an, — So san künstlich ernährt worden!“
J. H. R.

(O. Nückel)



Zu einem Frankfurter Maler kam einst eine Reihe, aber häßliche Frau, die sich von ihm porträtieren lassen wollte. Sie wurde auch einig und die Frau sagte beim Abschied: „Gut, ich werde mich von Ihnen malen lassen, aber Sie müssen mir versprechen, daß es sehr ähnlich wird!“ Da sagte der Maler: „Awwer gewiß, awwer Sie misse mer ach verspreche, daß Sie es dann ach nemme...“
H. K. St.

DER HUNDERTSTE BADEGAST

VON ANDRÉ BARON FOELCKERSAM

Tante Aline haßte Badeorte. „Badeorte“, erklärte sie, „sind der Sammelplatz aller menschlichen Eitelkeiten. Die Leute fahren bloß hin, um sich zu zeigen und sich anstaren zu lassen.“ Nichts aber als Tante Aline auf, so zuwider als in irgendeiner Hinsicht aufzufallen. Eines Tages verschrieb ihr der Hausarzt eine Baderkur gegen Rheumatismus. Meine gute Tante wollte nichts davon wissen. Sie versucht ein Hausmittel nach dem anderen — ohne Erfolg. Auch das Katzenfell hilft nicht. Endlich bereuen wir sie zu einer Baderkur. Tante Aline läßt sich hunderte von Kurort-Prospekten schicken. Keiner sagt ihr zu. Da hört sie durch Zufall von irgend-einem gänzlich unbekanntem Fischerdorf, das seit ein paar Wochen als Badeort eröffnet worden ist.

Mit Kissen, Reisesachen, Plaisid und Kirbchen macht sich Tante Aline auf. Als der Zug im Fischerdorf ankommt, erblickt Tante Aline auf dem Bahnsteig eine festlich gekleidete Menschenmenge: ein Dutzend älterer Herren im Gehrock und Zylinder, Blumen, eine Musikkapelle. Das ganze Fischerdorf scheint sich versammelt zu haben. Sicher, denkt Tante Aline, ist es eine Hochzeit oder sonst irgendeine Festlichkeit. Gottlob, daß mich das nichts angeht.

Als einziger Reisender entsteht sie mit all ihren Kissen und Reisesachen dem Zuge und sieht sich nach einem Gepäckträger um. Da stürzt einer der Herren im Gehrock auf sie zu und fragt: „Frau Geheimrat R?“
Tante Aline bejaht, verduzt. Der Herr überreicht ihr stehend einen Blumenstrauß, gibt den Musikanten einen Wink und zerrt meine ganz verdorrte Tante beim Klange eines Tuschs vor die Menschenmenge. Umsonst versucht Tante Aline sich loszureißen. Schon springt ein zweiter Herr in Zylinder und Gehrock hervor und begrüßt sie mit einer feierlichen Rede: „Im Namen unseres jungen Baderortes erlaube ich mir, Frau Geheimrat R. als unseren hunderten Badergast zu be-

grüßen!“ — Tuscht Tante Aline wird im Triumphzug ins Kurhaus gefahren. Das ganze Fischerdorf trabt neben dem Wagen einher, zeigt auf sie mit dem Finger und ruft: „Der hunderte Badergast, der hunderte Badergast!“

Auch im Kurhaus mißlingt es Tante Aline zu entschöpfen. Ihr zu Ehren gibt es ein Festbankett mit den Honoratioren des neuen Kurorts. Erdst werden gehalten, Toaste ausgedrückt. Erst um Mitternacht liegt meine arme Tante im Bett mit Migräne und Essigkompressen. Unten, in den Gesellschaftsräumen lärmt man noch lange weiter, bis zum frühen Morgen. Ihr zu Ehren...

Am nächsten Morgen entflieht Tante Aline, um neuen Überraschungen zu entgehen, ins Dorf. Aber auf Schritt und Tritt sieht sie, wie die Leute sie neugierig begaffen, wie sie auf sie zeigen, und sie hört, wie sie einander zuflüstern: „Da kommt sie, der hunderte Badergast!“

Erglimmt zog sich Tante Aline ins Kurhaus zurück. Sie saß den ganzen Tag über in ihrem Zimmer und ging nicht einmal zu den Mahlzeiten hinunter. Nun — schließlich gewöhnt man sich an alles. Auch an den Ruhm. Selbst meine gute Tante unterlag ihm, doch er erwies sich als treulos und flüchtig. Mit leisem Befremden mußte sie nach kurzer Zeit feststellen, daß niemand auch nur den Kopf nach ihr umwandte, geschweige denn, daß das halbe Fischerdorf ihr nachgelaufen wäre, wie am ersten Tag.

Als vollends der tausendste Badergast mit noch größerem Aufwand an Blumen, Gerbörden und Festreden empfangen wurde, litt es sie nicht mehr an der Stütze ihrer einstigen Triumphes. Sie reiste ab.

In einem Muschelröhrchen steht auf ihrem Schreibtisch die Blitzlichtaufnahme jenes unvergessenen Festabends. Neuerdings besucht Tante Aline alljährlich die mondänen Badeorte. „Aber nirgends“, sagt sie, „habe ich es so nett getroffen, wie bei jenen irdischen Fischen.“

SCHÖNER ABEND

Es ist eine richtige Frühlingsnacht,
So milde, duftend und lind,
Mit Mondenschein und Sternenstrahl
Und leife höfendem Wind.

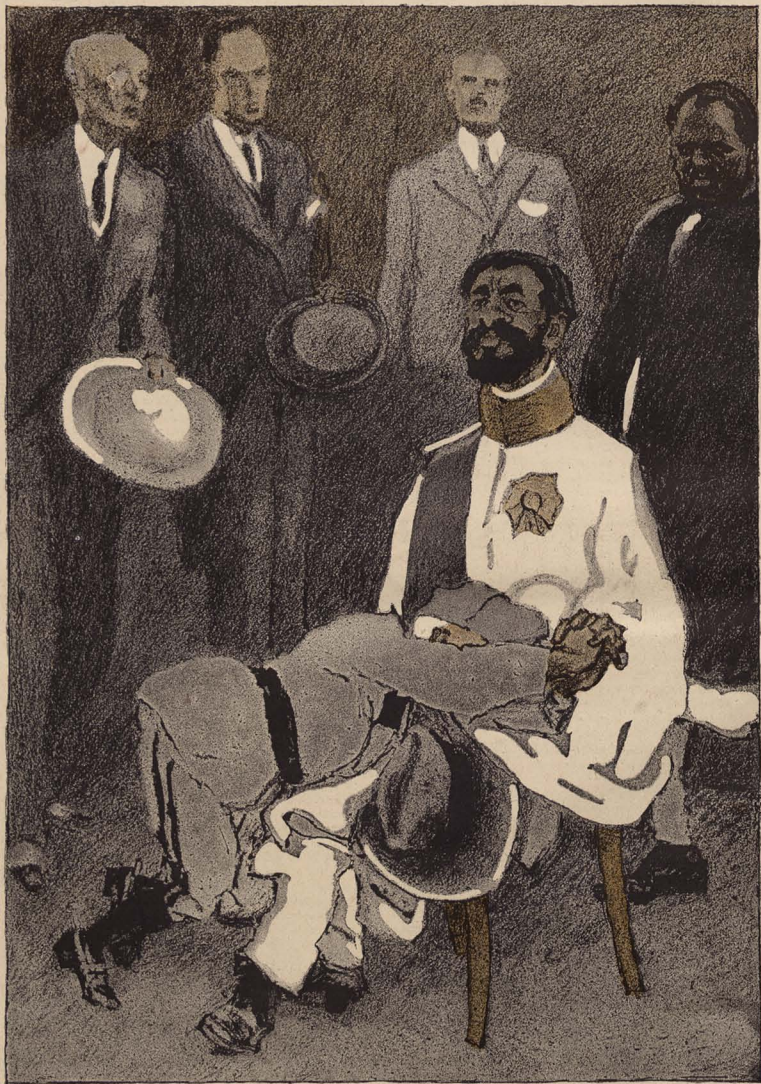
Es ist so friedlich auf der Welt
Wie lönt nur im Gedicht.

Und der Rundfunk hat auch noch nicht abgeteilt.
Da kommen sie heute noch nicht.

Jürgen Bieger

Die Kaiser von Abessinien

(E. Thöny)



„Kannst du mir verzeihen, Halle? Dein kleiner Viktor Emanuel wird es auch ganz gewiß nicht wieder tun!“

Gi' Imperatori d' Abissinia: "Hallè, mi puoi perdonare? Il tuo piccolo Vittorio Emanuele non lo farà più, no davvero!,"